



Abend =

Zeitung.

103.

Montag, am 30. April 1838.

Dresden und Leipzig, in Commission in der Arnoldischen Buchhandlung.

Gedruckt in der Reimer'schen Buchdruckerei in Grimma.

Verantw. Redacteur: E. G. Th. Winkler (Th. Hrn.)

Rembrandt und sein Nefse.

Künstler-*Novelle* nach G. Berthoud.

I.

Der Aberglaube der Flamänder bezeichnet den ersten November vor allen Tagen des Jahres mit den dunkeln Gestalten seiner Einbildungskraft. Die Todten, in weite Leichentücher gehüllt, erstehen um Mitternacht aus ihren Gräbern, um von den Lebenden, welche sie vergessen, die Gebete für das Heil ihrer Seelen zu fordern; die Hexe und der bejahrte Schäfer wählen diese verhängnißvolle Nacht zur Vollbringung ihres geheimnißvollen Treibens; der Engel Gabriel erhebt 12 Stunden lang den Fuß von dem Nacken des höllischen Feindes der Menschheit, und vergönnt ihm, sie zu quälen. Die Schrecken der Natur tragen in dieser Jahreszeit gewöhnlich das ihrige bei, um die abergläubige Furcht zu vermehren; dumpf brausen die Ungewitter, dichte Schneewolken verdunkeln die Luft, die angeschwollenen Ströme treten aus ihren Ufern, Tod und Verderben bedroht die Schritte des Reisenden. Es war in der ersten November-Nacht des Jahres 16 . . , als eine arme Familie, ohne Führer, auf unbekanntem Wegen umherirrte.

Der Sturm trieb dichte Schneeflocken in die Augen der Unglücklichen, welche sich auf den, von der Anstrengung geschwollenen Füßen nur noch mit Mühe aufrecht zu halten vermochten.

Das Haupt der unglücklichen Familie war ein junger Mann, ihm zur Seite wankte eine junge Frau, ein

neugeborenes Kind in den Armen tragend; ihnen folgte ein Knabe von fünf bis sechs Jahren, dessen zarter Bau der Kälte und Anstrengung zu erliegen drohte.

„Margarita, wir können nicht weiter gehen,“ sprach der Mann in italienischer Sprache, „wir müssen hier verweilen, hülle Dich und Deine Tochter, so gut es geht, in meinen Mantel, ich will den Antonio in meine Arme nehmen, um ihn wieder zu erwärmen.“

Schweigend hüllte sich die Frau in den Mantel, während ihr Gatte den Knaben an seine Brust legte, doch die herabfallenden Schneemassen drohten die Unglücklichen zu begraben, deren erschöpfte Glieder kalte Schauer, die Vorboten des Todes, durchbebten.

Entsetzt sprang jetzt der junge Mann empor und rief, die Hand seiner Gattin mit Hestigkeit ergreifend: „Auf, Margarita, wir müssen unsern Weg fortsetzen, um Köln zu erreichen, es gilt Leben oder Tod, wir sind verloren, wenn wir hier länger verweilen! Horch! die Glocken schallen aus der Ferne zu uns herüber! Die Stadt kann nicht mehr fern seyn, dort wird uns Dein Oheim Rembrandt gastlich aufnehmen.“

Margarita versuchte sich zu erheben, aber die erstarrten Glieder versagten ihre Dienste, die hülfreiche Hand ihres Gatten ließ die Unglückliche in den Schnee zurücksinken, das Kind, durch den Fall verwundet, jammerte in leisen Klagetönen.

„Margarita,“ rief der verzweifelte Gatte, indem er das Blut, welches dem Haupte des Kindes entströmte,

zu stillen suchte, um Gottes, um unserer Kinder willen, stehe auf, laß uns weiter gehen, wenn nicht der Morgen unsere Leichen an diesem Schreckensorte finden soll. Als eben seine Worte vergeblich in den Ohren der ohnmächtigen Margarita verklungen, wendete er sich rasch zu dem Knaben, und sprach: „Höre mich, Antonio, ich will Deine kleine Schwester auf den Arm nehmen und aus der Stadt Hülfe herbeiholen, bleibe einstweilen hier, denn ich kann Dich nicht mit mir nehmen, Du kannst mir nicht so schnell folgen, und von meiner Schnelligkeit hängt das Leben Deiner Mutter ab.“ Eilig zog er hierauf seine Weste aus, bedeckte damit den zitternden Knaben, nahm das Kind auf den Arm, und schritt halb entkleidet rasch vorwärts auf dem Wege nach Köln. Die Entfernung war geringer, als er vermuthete, er erreichte daher bald das Thor, welches von spanischen Soldaten bewacht war.

„Um aller Heiligen willen, Kameraden,“ rief er in gebrochenem Flamändisch, „zeigt mir das Haus des Meisters Rembrandt, des Malers, ich muß sogleich zu ihm.“

Die Soldaten glaubten in dem halb entkleideten Manne mit den verstörten Blicken und der wunderlichen Sprache einen Wahnsinnigen zu sehen, der ihrer frohen Laune ein gelegner Zeitvertreib schien.

„Meister Rembrandt?“ sagte einer von ihnen, „der wohnt dort unten, ganz in der Nähe, am andern Ende der Stadt, wendet Euch nur rechts.“

„Nicht doch, wendet Euch links, in der Straße, welche Ihr vor Euch seht. Geht nur gerade aus, und ihr kommt sicher zu ihm, wenn der Weg Euch anders dorthin führt.“

Das schallende Hohngelächter, welches diese Späße begleitete, brachte den Wanderer zur Verzweiflung, statt der Antwort, trat er schweigend zur nächsten Laterne und zeigte der heitern Menge die schmerzreichen Züge des sterbenden Kindes in seinen Armen, welches bisher die Dunkelheit der Nacht verbarg.

Die rohe Menge verstummte bei dem Anblicke des Jammers, doch keiner unter ihnen wußte über die Wohnung des Malers Auskunft zu geben, jeden Augenblick vermehrte sich die Gefahr; von menschlicher Hülfe verlassend, beschloß der Italiener, zum Hohlwege zurückzukehren, um mit den Seinen zu sterben. Da traf plötzlich ein Lichtstrahl sein geblendetes Auge, und vor ihm stand die kleine, unförmige Gestalt eines alten Schneiders, in der Hand eine Laterne tragend, denn die Befehle der Stadt erlaubten den Bürgern des Nachts nur mit einer solchen die Straßen zu betreten.

(Fortsetzung folgt.)

Eine Audienz bei Napoleon.

1809. 14 Tage nach des Helden Carl Sieges-
schlacht bei Aspern.

Motto: „Bei jeglicher Beurtheilung unterscheide man
die Zeit und die Umstände.“ Denis.

Ich hatte den Feldzug in Bayern mitgemacht. Ich war wieder in Wien, meinem Berufsgeschäfte für den Augenblick fern.

Eines Tages sehe ich meinen 80jährigen Oheim Rudolph bei mir, einst einen der allervornehmsten Söhne Deutschlands, was man dort und da noch liest*), noch weiß.

„Du hast jetzt Muße,“ sagte diese ehrwürdige Ruine. „Ich habe ein Geschäft für Dich. Hier die Urkunde meiner Geldforderung an die französische Regierung. Sie ist zwar aus alter Zeit, allein —“

„Nun,“ unterbrach ich ihn, „was kann ich?“

„Geh' zu Napoleon,“ versetzte er ruhig, „geh' an meiner Statt!“

„Geh' zu Napoleon!“ — Wie ein Blitz ergriff mich das.

Ich besah das Document! Fast so viele Tausend Franken, als der Gläubiger Jahre. Das Document nahm sich sehr gut aus.

Zu Napoleon gehen, das konnte man so schlechtweg nicht. Ich ging vorerst, aber wirklich ganz schlechtweg zu Duroc. Duroc war die schönste Laune, die Liebenswürdigkeit selbst. Ich war feurig, wie der Teufel. Das gefiel ihm, und — ich ging zu Napoleon.

In Schönbrunn. Duroc führte mich ein.

Der Kaiser inmitten seiner Generale — die ganze Klade tauchte flammend in mir auf. — Bei seinem Anblick wurzelte ich am Boden. — Ich fühlte, daß ich todtenblaß seyn müsse. — Dazu noch dieses: es schien, die erhabene Gruppe sey im Begriff, sich zur Parade zu begeben.

Allein Napoleon, mit einem Blick auf Duroc, winkte. Ich trete heran, zwar fest, aber ich fühlte, daß ich feuerroth seyn müsse.

Ich überreiche das Memoire Napoleons Händen, jenen wunderschönen Händen, die bekanntlich auch allen seinen Geschwistern eigen.

Der Kaiser durchließ das Papier eine Minute lang. Dann sah er mich kalt und fest an. Ich, schon voll Besetzung, hielt diesen Blick ruhig und energisch aus.

*) Unter Andern: *Memoires de Vienne*; deutsch 8. Bändchen. 1777. 3te Abtheilung Seite 203. — Nicolai Tausen.

„Sie sind?“

„Des Bittstellers Keffe, Sire!“

„Welchen Landes?“

„Majestät! Ein Pariser!“

Napoleon schwieg, betrachtete mich aber mit einer sonderbaren Schärfe.

Mit einer Verbeugung setzte ich hinzu: „Sire, alle Wiener sind zu Parisern geworden.“

Raum waren mir diese Worte, nur einem leichtsinnig jungen Menschen verzeihlich, entschlüpfte, als ich die Plumpheit, die Lächerlichkeit, das Verwerfliche, die Abscheulichkeit dieser Schmeichelei tief, tief empfand.

Napoleon durchschaute sogleich das Alles. Er weidete sich, wie es schien, einen Augenblick an meinem Schamgefühl. Er lächelte mild. Dieses Lächeln! Ich begriff nun factisch den unbeschreiblichen, allgepriesenen Zauber dieses Mundes, auf dem, wenn er lächelte, die Grazien thronten, hinrissen, fesselten.

„Die Jugend,“ sagte er sanft, „ist da, sich zu übereilen. Aber die Wiener übereilen sich sonst nicht. Ich kenne sie gut. Es sind brave Leute, recht sehr liebenswürdig, besonnen, verständig; folgsam, bieder als Landeskinder. Ich ehre die Wiener.“

Dieses Wort aus diesem Munde an dieser Stätte erhob, entzückte mich.

„Könnte ich jetzt der Repräsentant aller Wiener seyn,“ sagte ich begeistert.

„Wer sind Sie sonst?“ fragte Napoleon kalt.

„Buchhändler, Sire!“

„Und das in Deutschland?“ versetzte er, wie ironisch.

„In dem phlegmatischen Deutschland, wo man auf den Ruhm nichts hält, so gut als nichts. Dieses ideologische Land hat viele große Schriftsteller, aber sie dürfen oder wollen nichts für die Nachwelt hervorbringen. Man kennt sie also nicht, folglich existiren sie nicht. Was soll es dann mit dem Buchhandel?“

„Sire,“ fiel ich ein, aber Napoleon ließ mich nicht zu Worte kommen, und fuhr, wie sprudelnd, fort:

„Dieser Handel wird stets nur in Frankreich und England blühen. Allein er ist ein lächerliches Gewerbe. Er nährt sich nur von der Narrheit. Die Büchersammler sind Tröpfe. Eine Masse von Dingen auffammeln, aufspeichern, von denen man kaum ein Tausendstel genießen, benützen kann. Es ist Narrheit! Ja Gemäldes, Münzen, Kupferstiche! — Die Idee des Buchhandels ist Unsinn. Er muß in seinem eignen Fett ersticken, zerplatzen, da er Millionmahl über den Bedarf erzeugt, und“

Hier brach der Kaiser plötzlich ab.

Ich benützte diesen Moment, um den Gegenstand meiner Audienz zu erörtern.

„Hoffen Sie nicht,“ bemerkte Napoleon; „die Sache scheint etwas verjährt, erloschen. Wie alt, sagen Sie, ist der Supplicant?“

„SO! Sire!“

„Wohl an, er soll noch erleben!“

Bei diesen Worten schritt Napoleon vorwärts. Der Zug erhob sich in den großen Hof zur Revue.

Sie mit anzusehen, war mir nicht möglich. Ich war zu voll größerer Dinge. Ich versenkte mich in das dichteste Gebüsch des Gartens, und kam, ich weiß nicht wann, wieder in die Stadt.

Seitdem ist ein volles Vierteljahrhundert verflossen — die Scene, der Seele eingebrannt, lebt in mir, wie von heute. Aufgeschrieben hatte ich nichts. Hier geschieht dieß zum ersten Male. Allein das Unnennbare, der Geist der Erscheinung entbehrt der Möglichkeit des Wortes.

Einige Jahre darnach erzählte ich das Erlebnis dem Bruder Napoleons, Ludwig, diesem edlen anmuthigen Herzen, bei dem ich, leider nur kurz, die Ehre hatte, in Diensten zu seyn. Der Graf St. Leu, etwas bitter schmunzelnd, entgegnete: „Ja, ja, dieser Jupiter, hätte er nur nicht so viel geblüht!“

Die Bittschrift übrigens blieb ohne Ergebnis. Nichts von den Tausenden von Franken. Aber der Tausende von Franken giebt es unendlich viele! Ich hatte Napoleon gesprochen!

Franz Gräffer.

K o r a l l e .

Aus einer neuen historischen Novelle.

Die Bestimmung des Weibes ist Lieben und Liebe erwerben; jenseit dieser Grenze hört die weibliche Natur auf, und jenes Zwittergewächs beginnt, das man ein Mannweib nennt. Ludwig Köhler.

Die Distel und die Rose.

„Schwester Rose!“ sprach die Distel; —

„Schwester?“ frug verwundert jene: —

„Haben wir doch Beide Stacheln,“

War die Antwort, „rothe Blüthen!“ —

Drauf die Königin der Blumen

Lächelnd spricht: „Nun ist fürwahr

Unsre Schwesterchaft mir klar.“

Ratibor.

Karl Uchner.

Nachrichten aus dem Gebiete der Künste und Wissenschaften.

Correspondenz-Nachrichten.

Aus Frankfurt a. M.

(Beßluß.)

Im gegenwärtigen Augenblicke ist's vornehmlich Dr. Künzel's vortreffliches Werk: „Drei Bücher der deutschen Prosa“, welches die allgemeinste Theilnahme und Aufmerksamkeit auf sich zieht. Es ist gleichsam eine Quintessenz der deutschen Prosa von Ulphilas bis auf die neueste Zeit, sonach ein wahrer Sprach- und Geisteschatz der deutschen Cultur, für uns Deutsche wie für den Ausländer gleich wichtig. Unter den übrigen neuesten Hervorbringungen des Sauerländerischen Verlags stehen die Schlussbändchen von Viktor Hugo's sämtlichen Werken, drei Bände Novellen: „Cypressen“ von dem seligen Georg Döring und einige Bände Novellen der beliebten Schriftstellerin Philippine Mettingh. Neue ausgezeichnete Erscheinungen, worüber ich Ihnen später berichten werde, bereiten sich in diesem Verlage vor.

Zu den hiesigen Schriftstellern haben wir nun auch Dr. Gustav Bacherer zu zählen, der sich vor mehreren Monaten von Stuttgart zu uns übersiedelt hat. Dem Vernehmen nach ist er gerade in diesem Monat sehr thätig und bereitet das Erscheinen mehrerer neuen Werke vor. Eine animose und leidenschaftliche Kritik, die jüngsthin über den ersten Band seiner „letzten Saliern“ in den sonst mit Takt redigirten „Blättern für literarische Unterhaltung“ erschienen, soll ihn, wie man hört, veranlassen, in kräftiger Weise gegen die verkappte Unmaßlichkeit und jämmerliche Böswilligkeit aufzutreten, welche heutzutage leider nur noch zu häufig in die Kritik sich einmischt. Jedenfalls ist es immer tadelhaft, über ein Werk, das kaum zu einem Drittheil vollendet vorliegt, ein Urtheil zu fällen. Was aber an dem ersten Theile jenes Werkes in dem gedachten Blatte getadelt wurde, kann offenbar nur zum Vortheile des Buches sprechen. Solche innere Fäden, wie sie hier sich durch die Ereignisse hindurchziehen, insbesondere wenn sie auf Chronik sachen wurzeln, bilden keineswegs einen „poetischen Wahnsinn“, sondern sie sind ein geheimnißvoller Kern des historischen Romans, den Bacherer in seinen „letzten Saliern“ in überraschender und origineller Weise gefunden. Die letzten Theile des Buches, vor deren Erscheinen indessen kein kompetentes und abgeschlossenes Urtheil gefällt werden kann, werden die Vorwürfe, welche diesem Schriftsteller hinsichtlich des mehrgedachten Buches gemacht worden sind, nach Allem, was wir darüber erfahren haben, gänzlich entkräften.

Unter den übrigen hiesigen Literaten ist insbesondere Herr Dr. Schuster zu respektiren, der sich nun seit dem Schlusse des Redaktions-Interims, das bei der Ober-Post-Amts-Zeitung statt gefunden, auch als vortrefflicher Redakteur des „Conversationsblattes“, das er schon so lange ohne Namensunterzeichnung und Verantwortlichkeit mit Takt und vieler Einsicht geleitet, unterzeichnet. Es ist ein Mann von rühmenswerther Tüchtigkeit, der seinem Redaktionsgeschäfte mit musterhaftem Fleiße obliegt.

K.

Paris, Ende März.

Die alte romantische Legende von der schönen Fürstentochter, welche ihr plebejischer Anbeter vom Tode errettet und dadurch gewinnt, ist nach hundertfachen Metamorphosen endlich auch in einen Scribe'schen Operntext verwandelt worden. Guido, ein junger Künstler, sieht die Tochter des Herzogs Cosmus von Medicis bei einem ländlichen Feste, an welchem sie incognito theilnimmt, und befreit sie aus den Händen des Banditen Fortebraccio, der sich ihrer durch

Ueberfall bemächtigt hat, um sich, da er ihren Stand kennt oder vermuthet, ein reiches Lösegeld zu sichern. Guido, im Kampfe mit dem Banditen verwundet, von Ginevra getrennt, ohne ihren Namen zu erfahren, wird auf Veranlassung des bevorstehenden Vermählungsfestes der Prinzessin von Florenz mit dem Herzog von Ferrara an den Hof des Cosmus von Medicis berufen und erkennt in der Verlobten Manfredi's von Ferrara die Dame seiner Gedanken. Manfredi erräth die Liebe Guido's, und um seinen durch dieselbe beleidigten Stolz zu rächen, befehlt er dem Fortebraccio, der inzwischen in seinen Dienst getreten ist, Guido über die Seite zu schaffen. Ricciarda, die Maitresse Manfredi's, erfährt von Fortebraccio, welchen Auftrag er erhalten, und theils weil sie ehemals eine lebhaftere Neigung für Guido fühlte, theils weil sie jetzt den Herzog von Ferrara mit eifersüchtiger Wuth liebt, giebt sie dem Banditen all ihr Geld, damit er statt Guido's die Ginevra tödte. Unterdessen werden die Vorbereitungen zum Hochzeitfeste Manfredi's und Ginevra's fortgesetzt und auch die Nachricht, daß ein aus dem Orient gekommenes Schiff die Pest nach Livorno gebracht habe, die sich von dort nach Florenz zu verbreiten droht, stört weder den Jubel des Hofes noch die Freude der Stadt. Die Vermählung wird vollzogen und Fortebraccio überbringt der Ginevra die Hochzeitgeschenke seines Herrn. Unter ihnen ist ein kostbarer Schleier, den der Bandit mit einem tödtlichen Gifte getränkt hat. Ginevra legt den Schleier an, ihr wird unwohl, sie schreit endlich laut auf, wirft den Schleier von sich und sinkt ohnmächtig in die Arme ihrer Frauen. Fortebraccio, mit Fragen bestürmt, erklärt, daß der unheilvolle Schleier mit einem jüngst in Livorno eingelaufenen Schiffe aus der Levante gekommen sey; die Pest! ruft man aus und Alles flieht in wilder Hast aus dem Saale und aus dem Schlosse. Ginevra wird in die Familiengruft der Medicis unter der Kathedrale beigesetzt. Guido hat den Weg zu ihrem Sarge zu finden gewußt, und reißt sich nach einem letzten Lebewohl mit Anstrengung davon los. Die Thür des Gewölbes wird verschlossen. Jetzt erwacht Ginevra aus ihrer tiefen Ohnmacht, sie erhebt sich von dem Sarge (dem man glücklicher Weise keinen Deckel gegeben hat) sie blickt um sich und erkennt bald ihre hoffnungslose Lage. Ihre Stimme wird von Niemand gehört, ihre Arme sind zu schwach, die schwere Thür zu öffnen, sie sinkt endlich erschöpft und bewußtlos zu Boden. Fortebraccio, der das ganze Unglück angestiftet, muß jetzt dasselbe, zum Theil wenigstens, und wenn auch wider Willen, wieder gut machen. Er bricht mit etlichen Gefellen in das Grabgewölbe ein, um den vermeinten Leichnam Ginevra's des Schmuckes zu berauben. Diese kommt bei der Annäherung der Banditen wieder zu sich, Fortebraccio und Consorten halten die weiße Gestalt für ein Gespenst, das Entsetzen raubt ihnen die Sinne, und Ginevra gelangt unaufgehalten durch die geöffnete Thür ins Freie. Nun werden wir in den Pallast des Herzogs von Ferrara geführt, der seine Gemahlin schon vergessen hat und mit der Bühlerin Ricciarda eine nächtliche Orgie feiert. Plötzlich hört man einen klagenden Ruf unter dem Fenster, Ricciarda sieht hinaus und prallt mit Entsetzen zurück, denn sie erkennt die Gestalt der Ginevra, welche in dem Hause ihres Gatten Zuflucht sucht. Manfredi tritt gleichfalls ans Fenster, ein wahnsinniges Schrecken bemächtigt sich seiner, als er die gespenstische Erscheinung sieht, er ergreift eine Büchse und feuert sie gegen den vermeinten Geist seiner Frau ab. Ginevra stößt einen Schrei aus; sie ist getroffen. Manfredi will das Gelage fortsetzen, aber bald fühlt er sich von der Pest ergriffen, welche bereits in Florenz wüthet; seine Tafelgenossen fliehen, auch Ricciarda will davoneilen, aber er vertritt ihr den Weg und zieht sie durch seine Umarmung mit sich in den Tod.

(Fortsetzung folgt.)